

Theologie studieren – Glauben lernen

Von Alfred Gleißner

Es ist hinlänglich bekannt, daß die Gläubigkeit eines Menschen zwar nicht das Ergebnis einer persönlichen Leistung ist, aber doch mit dem Kontext des Lebens in enger Beziehung steht und davon in ihrer persönlichen Prägung nicht zu trennen ist.

Ebenso bekannt ist, daß die Gläubigkeit eines Menschen in enger Beziehung steht zur Lebensphase. Die Entwicklung der Person ist nicht erklärbar ohne Einbeziehung der körperlichen und geistigen Entwicklung eines Jungen oder eines Mädchens, eines Mannes oder einer Frau.

Über das Lebensalter hinaus sind das gesamte Lebensumfeld von Bedeutung: die Familie, die Freunde, die Schule, die Pfarrei; der soziale Status, das kulturelle Niveau, religiöse Einflüsse; wichtig sind besondere Ereignisse wie der Wechsel von Bezugspersonen, gesundheitliche Probleme, Komplikationen im Verlauf der geschlechtlichen Reifung, Erfahrungen aus der Schullaufbahn.

Aus solchen besonderen Ereignissen können sich leicht Krisensituationen ergeben, die die Persönlichkeitsentwicklung tangieren. Davon ist auch die Gläubigkeit des Betroffenen nicht ausgenommen, sie wird durch das Besondere begünstigt oder erschwert, gefördert oder gefährdet, bedarf jedenfalls einer neuen Orientierung. In jedem dieser angenommenen Fälle ereignet sich Neues, Unerwartetes, jedenfalls in dieser Form bisher nicht Erlebtes und vielleicht gar für unmöglich Gehaltenes, das mit dem eingeübten Instrumentarium an Verarbeitungsmodalitäten nicht adäquat zu bewältigen ist.

Für die meisten Studienanfänger wird die Aufnahme des Studiums zumindest Elemente einer solchen besonderen Situation enthalten: sicher neu; nicht unerwartet, aber weitestgehend unbekannt.

Im folgenden soll der Frage nachgegangen werden, welche religiösen Vorerfahrungen Studierende der Theologie vermutlich gemacht haben und was sie bedeuten (I). Sodann suchen wir uns ein Bild des Studierenden¹ zu machen, der heute theologische Vorlesungen besucht (II). Wir fragen, wie die neue Lebenswelt eines Studenten an einer theologischen Fakultät aussehen könnte (III). Gibt es in dieser Umwelt etwas, das der Religiosität des Studierenden hinderlich sein könnte (IV)? Wenn – so die These – das Theologiestudium keine Einübung in den Glauben darstellt, so könnte doch das Studium den Glauben der Studierenden begünstigen und reifer werden lassen (V). Hinweise auf die Notwendigkeit weiterführender Überlegungen stehen in VI.

¹ Maskuline Formen meinen hier und im folgenden auch Schülerinnen bzw. Studentinnen.

I. Erstaunlich oft muß man zur Kenntnis nehmen, daß Personen, die – manchmal nach außen hin deutlich erkennbar, manchmal am Verhalten zu vermuten, manchmal im gelegentlichen Gespräch bekannt – als Nicht-Christen, Nicht-Gläubige, Nicht-Religiöse, Nicht-Kirchliche leben, aus einem religiösen Elternhaus oder/und aus (betont) religiöser Erziehung (Klosterschule, kirchliches Internat) kommen. Trotzdem haben sie den Glauben verloren.

Gelegentlich trifft man auch auf Personen, die selbst – über die Schulzeit hinaus – an der Hochschule sich mit Theologie beschäftigt haben und die trotzdem ungläubig geworden sind. Manche Theologiestudenten sind geradezu froh, wenn sie ihr Studium hinter sich haben und betrachten rückschauend ihre Studienzeit als eine Zeit der Gefährdung ihres Glaubens, – wegen des Studiums, nicht wegen etwaiger mit der Studienzeit akzidentell verbundener Gefahren für den Glauben. Aus Erfahrungen wie diesen ergibt sich die Frage, ob religiöse Erziehung oder das Studium der Theologie ein Risiko für den Glauben darstelle.

Dafür spricht die Überzeugung betroffener Personen, sie hätten wegen ihrer Erziehung oder wegen ihres Theologiestudiums ihren Glauben verloren.

Die vergleichsweise schmale Erfahrungsbasis, die sich auf Personen mit ausgeprägt religiöser Erziehung und auf Studierende der Theologie bezieht, läßt sich leicht ausweiten: Ist es wahr, daß Personen, die als Schüler über viele Jahre hinweg Religionsunterricht erhalten haben, ihre Glaubensabstinenz ursächlich daraus ableiten: »Der Religionsunterricht hat mir jegliche Freude am Glauben ausgetrieben«. Ist es also wahr, daß – ganz allgemein gesagt – religiöser Einfluß in Elternhaus, Schule oder Universität so kontraproduktiv sein kann, daß Betroffene deshalb vom Glauben abkommen?

Diese Fragestellung nimmt als gegeben an, daß die betroffenen Personen nach ihrer eigenen Erinnerung eine Phase hatten, in der sie offen für Glaube und Religion waren. Wenn es sich um erwachsene Personen handelt – z. B. Studentinnen oder Studenten –, kann solche Offenheit wahrscheinlich über die bloße innere Akzeptanz religiöser Inhalte hinaus auch an äußeren Aktivitäten festgemacht werden: Ministrantentätigkeit; Teilnahme an Gottesdiensten; Empfang von Sakramenten; Mitgliedschaft in Jugendgruppen o.ä. Es wird als gegeben angenommen – und von betroffenen Personen auch oft so geäußert –, daß solche Aktivitäten mit Freude ausgeübt worden sind.

Damit ist der Einwurf, die religiöse Erziehung oder der Religionsunterricht oder das Theologiestudium hätten ihr Ziel – Glaube, Kirchlichkeit, Religiosität – einfachhin nicht erreicht, ernstzunehmen. Bei den betreffenden Personen *war* die Offenheit für den Glauben vorhanden, aber sie wurde im Zug der weiteren Verfolgung des religiösen Einflusses ins Gegenteil verkehrt.

Welche Gründe kann es geben, daß religiöse Erziehung, Religionsunterricht oder Theologiestudium derart am Ziel vorbeigehen, daß sie nicht nur nicht bewirken, was sie

eigentlich bewirken wollen, also ihr Ziel nicht erreichen, sondern sogar noch ursächlich das Gegenteil dessen bewirken, was sie eigentlich bewirken wollen?

Eine erste Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand: Religiöse Erziehung wurde so schlecht erteilt, Religionsunterricht wurde so schlecht gehalten, das Theologiestudium war so wenig überzeugend, daß betroffene Personen dadurch nicht nur nicht überzeugt wurden, sondern darüber hinaus den Schluß zogen, inskünftig kirchlich und religiös abstinenz zu sein.

Solche Vorkommnisse sind vorstellbar. Sie können auch näherhin konkretisiert werden.

In der religiösen Erziehung in der Familie kann Religion in einer Weise vermittelt worden sein, die Heranwachsende die existentielle Übernahme religiöser Inhalte und Werte nicht als Bereicherung empfinden, sondern als Einschränkung und Belastung ablehnen läßt. Dies kann sein, wenn Religion überwiegend als hart, fordernd, anspruchsvoll erlebt wurde; wo Religion überwiegend verbunden ist mit »du sollst« und »du mußt« und »das ist verboten« oder ähnlichem, wird jede Anstrengung, den Vorgaben dieser Religion zu entsprechen, zur kontinuierlichen Einforderung von Leistungen. Diese Art von Religion läßt freier Initiative, kindlicher und jugendlicher Phantasie keinen Raum. Sie beschneidet alle Entfaltungsmöglichkeiten, die Kinder und Jugendliche in sich haben, und verbannt und verbietet, was sie möchten.

Es wird oft sein, daß Eltern, die Religion so einseitig weitergeben, selbst ein Gottesbild haben, in dem Strenge und unnachsichtige Gerechtigkeit dominieren; von ihm sich zu befreien, ist ihnen selbst nicht gelungen. Sie geben weiter, worunter sie selbst leiden und richten damit in ihren Kindern zugrunde, was sie eigentlich aufbauen wollen. Noch verheerender wäre es, wenn Eltern strenge Gottesvorstellungen gleichsam als eine Unterstützung ihrer Erziehungsmaßnahmen mißbrauchen würden. Dann wird Gott zu einer Horrorgestalt, die unnachsichtig beobachtet, bestraft, verfolgt, und der man sich nicht entziehen kann. Kein Mensch möchte einen solchen Gott als Heilfigur für das Leben.

Sollten Heranwachsende in der Familie gar spüren, daß eine den Kindern gegenüber vertretene strenge Auffassung von Religion im Leben der Eltern selbst nur nach außen hin gleichsam zur Tarnung eigener Mißachtung der geziemenden Grenzen benutzt wird, wäre der Effekt der Diskreditation geradezu zwangsläufig. Für die Betroffenen wird die Erinnerung an Erfahrungen aus Kindheit und Jugend zum Alptraum.

Es ist eine eigene Art von Tragik, daß im Bereich der Erziehung fast immer passiert, was im menschlichen Leben allenthalben auch nicht zu selten ist: daß nämlich vor allem negative Eindrücke dort festgemacht werden, wo sie eigentlich nicht hingehören. Wenn nämlich die Erziehenden die Religion falsch dargestellt haben, so dürfte eigentlich die Religion dafür nicht haftbar gemacht werden, sondern diejenigen, die – wissentlich oder nicht – eine falsche Religion vermittelt haben. Kinder sehen natürlich in ihren Eltern ihre Eltern, auch wenn sie längst erwachsen geworden sind; ohne darüber nachzudenken ent-

lasten sie ihre Eltern so weit wie möglich. Damit fallen oft Erziehungsinhalte der Ablehnung anheim, wo eigentlich die Erziehenden zur Verantwortung gezogen werden müßten. Auch wenn sich erwachsen gewordene Kinder später dieser illegitimen und unlogischen Verschiebung des Gegenstandes ihrer Ablehnung bewußt werden, fällt es ihnen noch schwer, ihre früher getroffene Entscheidung zu revidieren. Es bleibt dann dabei: Religion wird abgelehnt.

Der Religionsunterricht ist die planmäßige Unterweisung über Inhalte von Glaube und Religion im Rahmen der schulischen Fächer, verbunden mit Elementen religiöser Erziehung. Alle Schülerinnen und Schüler, die am Religionsunterricht teilnehmen, lernen in ihrer Schullaufbahn mehrere Religionslehrerinnen und -lehrer kennen. So gut wie immer ist die Zeit des Religionsunterrichts im Stundenplan festgelegt; die Unterrichtsinhalte sind durch den Lehrplan weitenteils vorgeschrieben; die Leistungen der Schüler werden gemessen und in den meisten Jahrgangsstufen in einer Note ausgedrückt.

Allein schon diese äußeren Bedingungen von Planung, Vorschriften und Leistungsdruck sind dem Inhalt und dem Anliegen des Religionsunterrichts nicht gerade förderlich. Wenn noch dazukommen sollte, daß die Religionsstunde selbst als langweilig, lebensfern empfunden wird, bei der es der Lehrkraft mehr auf auswendig wiederholte Sätze als auf wirkliche Fragen ankommt und der Religionsunterricht wegen der häufig wiederkehrenden Thematisierung gleicher Inhalte mit Monotonie gleichgesetzt wird, dann kann er wohl nicht hilfreich sein für lebendig gelebten Glauben. Viele Schülerinnen und Schüler werden dann befriedigt sein, wenn sie mit dem Abschluß der Schulzeit mit dem Religionsunterricht auch seine Inhalte ad acta legen können.

Auch wo die religiöse Erziehung im Rahmen des Religionsunterrichts und der Schule – z.B. in Schulgottesdiensten oder in Einladung zu religiösem und kirchlichem Engagement – nicht genug Mühe darauf verwendet, die Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler zu treffen und sie – ein häufig gebrauchtes Schlagwort – da abzuholen, wo sie sind, laufen solche Bemühungen ins Leere und finden nicht die Resonanz, die sie eigentlich verdienten.

Unter solchen Umständen kann eine gute religiöse Erziehung durch die Eltern durch die Schule auch konterkariert werden; gleichermaßen hat ein solcher Religionsunterricht auch nicht die Kraft, schlechte oder defizitäre religiöse Erziehung zuhause auszugleichen oder zu ersetzen.

Noch einmal: Das Ende der Schulzeit ist dann auch das Ende der Religion. Der Religionsunterricht hat dieses Fiasko (mit-)verursacht, jedenfalls nicht verhindert.

Auch hier gilt, was oben bereits über die religiöse Erziehung in der Familie gesagt wurde: Etwaige Schwächen des Religionsunterrichts werden in der Reaktion der Schülerinnen und Schüler nicht so sehr dem Unterrichtenden zur Last gelegt, sondern dem Inhalt. Von Bedeutung ist dabei die Person der Religionslehrerin oder des Religionslehrers. Gelingt es diesen Lehrkräften, die Person der Schülerinnen und Schüler anzusprechen

und für sie in ihrer eigenen Person darzustellen, wie unterrichtlich behandelte Themen und persönliches Leben in Einklang stehen oder ein solcher Einklang zumindest überzeugend versucht wird, dann erweisen sie auch der Sache der Religion einen guten Dienst. Mit Absicht wurde auf die Mehrzahl von Religionslehrkräften verwiesen, die jede Schülerin und jeder Schüler in der Schullaufbahn erlebt; hier lehrt die Erfahrung, daß viele gute Religionslehrkräfte viel zu tun haben, den negativen Einfluß einer einzigen schlechten Religionslehrkraft zu kompensieren.

Elternhaus und Schule sind somit wichtige Faktoren in der Biographie von Theologiestudenten.

Sie sind freilich nicht die einzigen. Von großem Einfluß sind Erfahrungen, die junge Menschen in der Gemeinschaft von etwa Gleichaltrigen machen. Dafür bieten sich für Kinder aus religiös interessierten Familien Gruppen im Bereich der Pfarrei an. Mancher Jugendliche empfängt dort viele Anregungen, die ihm weiterhelfen, auch in seiner religiösen Entwicklung. Im eher ungezwungenen Beisammensein finden vage Vermutungen Bestätigung oder Verwerfung, stärkt der Konsens mit den Wortführern der Gruppe das eigene Selbstbewußtsein, werden Themen interessant, die bisher nicht im Blick waren. In langen Diskussionen können schließlich Überzeugungen reifen, die oft den weiteren Lebensweg bestimmen können.

Viele Theologiestudierende werden sich an Weggefährten in dieser Lebensphase erinnern, die den Wunsch, durch ein Studium der Theologie tiefer in den Glauben einzudringen, bewußt oder unbewußt grundgelegt, gefördert oder auch provoziert haben.

Die meisten jungen Leute sind in dieser Lebensphase als Mitglieder einer Jugendgruppe mit dem Ortspfarrer oder einem in der Pfarrei tätigen Theologen in Kontakt gekommen und haben aus ihrer Perspektive ihre Eindrücke gesammelt über die Art und Weise, wie der Betreffende den Anspruch seines Berufes mit der täglichen Realität verband. Solche Eindrücke formen das Bild von Kirche.

Andere Theologiestudierende kommen aus anderen Situationen von Kontakten mit Gleichaltrigen, die sich von dem Skizzierten unterscheiden, aber ähnliche Funktionen ausüben im Bezug auf die Entwicklung und die weitere Lebensplanung des jungen Menschen.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß

- alle Kinder in Familien oder familienähnlichen Lebensgemeinschaften religiöser Erziehung im weitesten Sinne des Wortes begegnet sind;
- fast alle Schülerinnen und Schüler, soweit sie der evangelischen oder katholischen Kirche angehören, im Laufe ihrer Schulzeit Religionsunterricht besucht haben, wenn sie nicht zu der geringen Zahl derjenigen gehören, die über alle Schuljahre hinweg vom Religionsunterricht abgemeldet waren oder zu der noch geringeren Zahl derjenigen, die ihre ganze Schulzeit an einer Privatschule ohne Religionsunterricht verbracht haben; – die überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen aus Kontakten mit etwa Gleichaltrigen Impulse

für ihren eigenen Umgang mit den Wirklichkeiten des Lebens erhalten, die ihre Lebensplanung nachhaltig beeinflussen.

II. Von dieser Gesamtzahl aller schulpflichtigen Buben und Mädchen erwerben pro Jahr etwas weniger als 20% das Zeugnis der Reife². Ein Großteil der Abiturientinnen und Abiturienten beginnen unmittelbar nach dem Abitur mit einem Universitätsstudium, manche etwas später (nach Bundeswehrzeit, sozialem Jahr, beruflicher Ausbildung)³. Davon wählen nur wenige katholische oder evangelische Theologie⁴; mehr als die Hälfte davon sind weiblichen Geschlechts.

Es ist also aus der Gesamtzahl aller Universitätsstudentinnen und -studenten eine zahlenmäßig kleine Gruppe, die sich für Theologie entscheidet.

Immer wieder hört man den Satz »Im Theologiestudium kann man Atheist werden«. Es stellt sich die Frage, ob das stimmt und woran es liegen könnte. Zweifel kommen jedem Studenten und jeder Studentin sicher im Laufe der Semester einmal. Das kann an der persönlichen Lebenssituation liegen, aber auch an verwirrenden und neuen Erkenntnissen.

Eine Theologiestudentin

Wer heute mit einem Theologiestudium beginnt, ist zwischen 20 und 25 Jahre alt; Das Zweite Vatikanische Konzil und die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland 1972–1975 sind für diese Altersstufe historische Daten. Den mit den genannten Ereignissen vorhandenen Veränderungsprozeß in der Kirche haben sie nicht miterlebt⁵.

In der religiösen Umwelt ihrer Kindheit und Jugendzeit haben die Geburtsjahrgänge 1972 – 1977 viele Kritik an der Kirche gehört, leerer werdende Gottesdienste und konfliktreiche Jugendarbeit erlebt. Glaube, Religion und Kirche spielten in ihrer die Öffentlichkeit prägenden Funktion eine eher geringe Rolle; viele Mitschüler hatten keine nennenswerte kirchliche Bindung.

Ihre soziale Umwelt war geprägt von relativer bis absoluter Wohlhabenheit; die verbreitete Konsumentalität wird oft auch auf die Angebote an der Universität übertragen.

² Genaue Zahlen für den Freistaat Bayern: Schüler- und Absolventenprognose 1997, Schriften des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, Reihe A Bildungsstatistik, Heft 34, August 1997.

³ Die Phase zwischen Abitur und Studienbeginn kann für die Lebensorientierung der Betroffenen von großer Bedeutung sein.

⁴ An der Universität München waren im Studienjahr 1997/98 60.657 Studierende eingeschrieben. Davon entfielen auf die evang.-theol. Fakultät im Grundstudium (siehe dazu weiter unten im Abschnitt III) 523 Studierende und auf die katholisch-theologische Fakultät im Grundstudium 1.075 Studierende. Demnach waren etwa 2,5% der an der Ludwig-Maximilians-Universität eingeschriebenen Studierenden Theologiestudenten im Diplomstudiengang oder in einem Lehramtsstudiengang. Auskunft: Studentenzentrale der Ludwig-Maximilians-Universität.

⁵ Zu Abschnitt II vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.), Jugend '97 (12. Shell Jugendstudie), Opladen 1997, besonders 105–121.

Kinder aus der sozialen Unterschicht haben das Gymnasium kaum besucht; ausländische Abiturienten sind in der Minderzahl⁶.

Im politischen Bereich wachsen die Jahrgänge 1972-1977 in eine demokratische Gesellschaft hinein, die durch die Krise der 68er Jahre bereits hindurchgegangen ist. Sie lernen, Entscheidungen von staatlichen oder kommunalen Behörden zu kritisieren und zu diskutieren; sie wissen, daß Entscheidungen in der Demokratie durch Mehrheiten gefällt werden. So offen diese Generation ist, so energisch wird der Privatbereich verteidigt. Dazu gehört die Geschlechtlichkeit. Bereits erzogen von einer Elterngeneration, die hierin freier dachte als frühere Generationen, werden dem selbstverantworteten Umgang mit der Geschlechtlichkeit der jetzigen Studentengeneration sowohl in der Familie wie in der Öffentlichkeit keine großen Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Auch im Bereich des kirchlichen Lebens sucht diese Generation ihre Selbständigkeit; kirchliche Normen werden kritisch auf ihre Verbindlichkeit überprüft.

Das Denken ist stark technisch und naturwissenschaftlich beeinflusst. Traditionelle Welt-Vorstellungen und damit Glaubensinhalte verlieren dadurch an Bedeutung.

Heutige 20- oder 25jährige hörten zwar von kirchlichen oder theologischen Neuaufbrüchen in Schlagworten wie Befreiungstheologie; aber diese Ansätze versiegten bald wieder, nicht zuletzt – wie in allen Medien zu erfahren war – wegen amtskirchlicher Blockaden. Die Unterscheidung zwischen Kirche und Amtskirche begegnete ihnen oft. Personen, die sich für die Kirche einsetzten, wurden von der Amtskirche behindert, so z.B. Helder Camara oder Jacques Gaillot. Wenige Personen fanden allenthalben Anerkennung, z. B. Mutter Teresa von Kalkutta.

Im Bereich der Ausübung von Religion fanden psychogene und fernöstlich inspirierte Selbstfindungspraktiken zunehmend Beachtung.

Viele haben guten Religionsunterricht erlebt. Aber eine systematische religiöse Unterweisung, wie sie noch bei der Generation ihrer Eltern oder ihrer Großeltern selbstverständlich war, kann heutiger Religionsunterricht nicht bieten. Es wurde viel diskutiert, vor allem über die Probleme der Dritten Welt. Viele Angehörige dieser Altersstufe haben deshalb ein waches Bewußtsein entwickelt für die Ungerechtigkeiten in der Verteilung der Güter zwischen 1. und 3. Welt, aber auch für die oft schwierige Situation von Minoritäten und Randgruppen; viele machen sich Gedanken über schonenden Umgang mit der Schöpfung. Sie sind Autoritäten und Hierarchien gegenüber skeptisch. Geboten und Verboten gegenüber sind sie kritisch.

⁶ Im Schuljahr 1995/96 besuchten 296.610 Schüler ein Gymnasium, davon 9.867 Ausländer; zum Vergleich 85.045 Ausländer bei 829.448 Volksschülern, 36.400 Ausländer bei 269.112 Berufsschülern. Quelle: Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Bildung und Kulturpflege in Bayern 1996. Zahlen und Fakten, Reihe A Bildungsstatistik, Heft 33, November 1996.

Neuen Formen von Kulturen und Religionen gegenüber haben sie keine Berühungsängste; große Offenheit prägt vielfach auch ihre eigene religiöse Identität. Mancher aus dieser Generation hat eine ideale Vision von Katholizität; er »fragt deshalb auch nicht zuerst und vor allem nach den Grenzen eigenen Christ- und Kirchenseins, hat kein vordringliches Interesse am inneren (kirchlich-konfessionellen) Zusammenhalt, an der konfessionellen Homogenität und Integrität der eigenen Kirche.« Gesucht wird hier eher eine erneuerte Kirche »als Zeichen und Instrument der Hoffnung für die Menschheit und Glauben zutiefst als Praxis einer Hoffnung auf Zukunft«⁷. Diejenigen aus der Altersstufe der 20–25-jährigen, die eher dem rechten Spektrum und damit im religiösen Bereich dem Fundamentalismus zuneigen, sind eine Minderheit. Nachweise, ob diese Minderheit im Bereich des Theologiestudiums Einfluß ausübt, gibt es nicht.

Alte Bindungen – etwa an Schulkameraden – zerfallen, neue bahnen sich an; viel Ungewohntes verunsichert. Krisenphasen sind immer auch gefährdete Phasen, weil die derzeit mangelnde Orientierung zu Fehlentscheidungen führen kann.

III. »Theologie studieren« kann ein Mehrfaches bedeuten⁸:

- Im Grundstudium Theologie als einziges Fach studieren in einem zehensemestri-gen Studiengang mit dem Abschluß des theologischen Diploms oder des theologischen Li- zentiats⁹;
- Im Grundstudium Theologie als eines von mehreren Fächern studieren mit dem Ab- schluß des I. Staatsexamens¹⁰;
- In verschiedenen Aufbaustudiengängen – z. B. dem Promotionsstudium zum M. A. oder zum Dr. phil. – kann Theologie als zusätzliches Fach (Bei- oder Nebenfach) ge- wählt werden¹¹.

Wir beschäftigen uns vor allem mit den Studierenden, die Theologie im Grundstudium gewählt haben.

Wir unterstellen, daß diese Studierenden das Theologiestudium mit Überlegung und aus guten Gründen gewählt haben.

Beim Theologiestudium unter den angenommenen Bedingungen treffen die Studieren- den in der jeweiligen theologischen Fakultät auf:

- Professoren (in Einzelfällen Professorinnen) und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- Mitstudentinnen und Mitstudenten.

⁷ Richard Schlüter, Ökumenisches Lernen, in: Religionspädagogische Beiträge I/1998.

⁸ Es wird hier nicht über theologisch-religionspädagogische Fachhochschulstudiengänge reflektiert. Wir unter- stellen, das Studium würde an einer staatlichen (nur in Ausnahmefällen kirchlichen) theologischen Fakultät be- trieben.

⁹ Vgl. die einschlägigen Studien- und Prüfungsordnungen.

¹⁰ Vgl. die Studienordnung für die Lehramtsstudiengänge und die Prüfungsordnung für die I. Staatsprüfung. Im Studiengang für das Höhere Lehramt an kaufmännischen (Berufs-)Schulen schließt das Studium mit der (akade- mischen) Prüfung als Diplom-Handelslehrer ab.

¹¹ Vgl. die Promotionsordnung zum M. A. und zum Dr. phil.

Wie sollte ein Theologiestudium zum Wachsen und zur Verlebendigung des Glaubens nützlich sein?

Stellen wir zunächst einmal fest, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit Theologie, zu der das Theologiestudium befähigen soll, ein menschliches Tun ist aufgrund der Ausstattung von Lehrenden und Studierenden mit den Kräften des Verstandes. Wenn ein Theologiestudium erfolgreich betrieben und abgeschlossen werden soll, bedarf es dazu der intellektuellen Begabung und des persönlichen Fleißes; die Entfaltung von Begabung und Fleiß kann durch äußere Studienbedingungen begünstigt werden.

Glaube kann durch menschliches Tun nicht begründet werden. Glaube ist Geschenk, Gnade.

Es wäre deshalb eine falsche und unberechtigte Erwartung, vom Theologiestudium eine gleichsam selbstverständliche Hilfe für den persönlichen Glauben zu erwarten.

Desungeachtet könnte das Theologiestudium aber die menschlichen Voraussetzungen des Glaubens günstig beeinflussen. Es könnte dem Glauben Argumentationshilfen liefern. Es könnte in und durch die Begegnung mit Theologen und Theologiestudierenden zur Begegnung mit Gläubigen führen, deren Beispiel motivierend und vorbildhaft wirken kann. Es könnte durch die längere und intensive Beschäftigung mit theologischen Inhalten zur vertieften Reflexion übertheologische Zusammenhänge und damit auch über den Glauben führen.

Damit in dieser Weise der Glaube des Studierenden gestützt werden kann, dürfte die nüchterne Bewertung aller ungerechtfertigten Erwartungen eine wichtige, ja notwendige Ausgangsposition sein. Wer nicht erwartet, was das Studium nicht bringen kann, wird nicht enttäuscht werden, wenn falsche Erwartungen nicht eintreffen.

Wenn Studierende der Theologie möglichst frühzeitig angeregt würden, ihre Erwartungen an das Studium realitätsgerecht sich bewußt zu machen, würden sie vor mancher Enttäuschung bewahrt. Das Theologiestudium ist nun einmal nicht die Fortsetzung der religiösen Erziehung im Elternhaus, eine Art Weiterführung von Erfahrungen über gläubiges Leben in der Gemeinde, auch nicht des schulischen Religionsunterrichts, der neben den belehrend-orientierenden durchaus auch katechetische Elemente kennt. Sollte das Theologiestudium in der unreflektierten Meinung, solches träfe zu, begonnen werden, ist der Schock fast unvermeidbar. Darum bedarf die Aufnahme eines Theologiestudiums immer der Beratung: Viele, die sich mit dem Gedanken eines solchen Studiums tragen, werden ja Personen, denen sie vertrauen, vorher zu Rate ziehen, seien es Pfarrer, kirchliche Mitarbeiter oder Religionslehrer. Die um Rat Angegangenen werden zumeist erfreut sein und den Fragenden in seinem Vorhaben bestärken; einmal, weil Bedarf an Theologen besteht, zum andern, weil sie sich selbst in ihrem Beruf bestätigt fühlen. Sie sollten aber das Vorhaben des Ratsuchenden nicht nur bestärken, sie sollten auch die Modalitäten des Theologiestudiums ansprechen. Dies betrifft die Aussichten, auf der Grundlage eines Theologiestudiums eine berufliche Absicherung zu erlangen; heute sind diese Aussichten unsicher.

Die Studienanfänger sind keine homogene Gruppe. Eines aber betrifft doch die Mehrzahl der Studienanfänger gleichermaßen: Angehörige der heutigen Studentengeneration sind frühe Selbständige und den Aufenthalt an Orten außerhalb ihrer Heimatgemeinde gewohnt; trotzdem wird die Bindung an das Elternhaus mit dem Beginn des Studiums meistens zum ersten Mal nachhaltig verändert; die wenigsten können während des Studiums zuhause wohnen; also ist ein Umzug in eine fremde Welt damit verbunden, die Sorge für die alltäglichen Dinge; aber auch eine neue Freiheit, in der alles möglich ist, aber auch alles selbst verantwortet werden muß.

IV. Dies betrifft auch die Einwirkung des Theologiestudiums auf den Glauben der Studierenden. Was zu Hause, in der Pfarrei, auch noch in der Schule eingebettet war in ein verlässliches Netz von Glaubensinhalten, überschaubarem Lebensbereich und von Personen, die dafür standen, stellt sich an der Universität anders dar. Eine theologische Fakultät versteht sich nicht in erster Linie als Glaubensgemeinschaft und schon gar nicht als Gemeinde, sondern als Lehr-, Lern- und Forschungsgemeinschaft. Ziel der Lehrenden ist, gute Lehr- und Forschungsergebnisse zu erreichen; Ziel der Studierenden ist die möglichst gute intellektuelle Durchdringung der theologischen Inhalte und gute Prüfungsergebnisse. Die Verbindung mit der allgemeinen Lebenspraxis und/oder der künftigen Berufspraxis steht in den meisten theologischen Disziplinen nicht im Mittelpunkt. Studierende empfinden dies oft als bedauerliches Defizit, wenn sie sich vom Studium Hilfe bei der Lösung persönlicher Probleme erwarten¹².

Wenn das Studium der Theologie für den Fortschritt in der persönlichen Gläubigkeit des Studierenden nicht bringt, was der Student erwartet hat, können etwa folgende Gründe dafür benannt werden:

Studierende, die aus einer behüteten religiösen Umwelt kommen und ihre Religiosität guten Willens und vertrauensvoll in sich aufgenommen haben, werden in mancher Position, die ihnen bisher eine selbstverständliche Wahrheit zu sein schien, irritiert werden. Vielleicht ist die Irritation um so stärker, je mehr sie davon überzeugt sind, daß Anfragen oder Interpretationen herkömmlicher Wahrheiten zwar von Gegnern der Kirche kommen, um ihr zu schaden, nicht aber von Vertretern der Theologie an einer theologischen Fakultät.

Es ist zwar in der heutigen Welt der breiten Streuung auch theologischer Informationen schwer vorstellbar, aber es wird durch die Erfahrung belegt, daß Studierende der Theologie verunsichert werden, wenn Elemente der Weihnachtsgeschichte, die für sie von frühester Kindheit an zu den festen Stützen ihrer religiösen Welt gehören, in ihrer faktischen Geschichtlichkeit in Frage gestellt werden; wenn längst bekannte Wundergeschichten wie die Hochzeit zu Kanaa oder die Erweckung des Lazarus als Formen johannei-

¹² Das Theologiestudium »hat die Grundqualifikationen zu vermitteln, die zu einer verantworteten Berufspraxis erforderlich sind. Das Studium muß dazu wissenschaftliche Erkenntnisse auf Lebens- und Berufspraxis beziehen und umgekehrt Lebens- und Berufspraxis wissenschaftlicher Bearbeitung zugänglich machen«. Studienordnungen für die Lehramtsstudiengänge der Universität München § 18.4.(2).

scher Verkündigung dargestellt werden; wenn liebgewordene Frömmigkeitsübungen, wie z. B. das Gebet vor dem Schutzengelbild, neu interpretiert werden sollen; wenn in den Vorlesungen zur Kirchengeschichte der Einfluß menschlichen Durchsetzungsvermögens und menschlicher Intrigen zu Tage treten; wenn über Jahrhunderte hindurch vertretene Positionen sich mehr durch den Druck der öffentlichen Meinung als durch eigene Einsicht als falsch erweisen, wie z. B. die Beurteilung der Juden durch die Kirche; wenn bei der genaueren Beschäftigung mit dem kirchlichen Lehramt klar wird, daß die Gründung der Kirche durch Jesus aus dem NT nicht einfach herausgelesen werden kann oder daß bei der Formulierung ihrer Glaubenssätze die Kirche sich immer sehr schwer getan hat, mit den unzulänglichen Mitteln ihres Vokabulars auszudrücken, was sich letztendlich menschlicher Einsicht entzieht, daß aber die indikativische und objektivierende Sprache kirchlicher Dokumente auch dem Mißverständnis Vorschub geleistet hat, die Realitäten seien in ihrer sprachlichen Darstellung linear und deckungsgleich auffindbar, daß das kirchliche Lehramt souverän den Weg der Wahrheit weisen könne, ohne daß die Kontroversen registriert werden, die im Vorfeld kirchlicher Entscheidungen geführt werden und die oft genug auch nach der Entscheidung weitergehen.

Manche Studierende werden im Zuge solcher Erkenntnisse sehr verunsichert, weil sie liebgewordene Vorstellungen in Frage stellen. Sie registrieren dann nicht, daß nicht die Theologie schuldig ist an ihrer Verunsicherung, sondern daß ihr bisheriges Bild einer in sich stimmigen und feststehenden religiösen Welt der Überprüfung bedarf. Wenn die Theologie sie zum Weitersuchen, Tieferdenken, Neubestimmen, Umdenken anregen möchte, fürchten sie, es würde ihnen genommen, was sie haben und sehen nicht, daß ihnen mehr gegeben wird, als sie meinen zu verlieren. Sie kommen mit der Erwartung, die Theologie müsse ihre bisherigen religiösen Vorstellungen stützen, indem sie sie bestätigt und gegebenenfalls neue zusätzliche Argumente liefert. Sie sind enttäuscht, wenn das nicht geschieht. Wissenschaft ist immer unbequem. Sie scheut das Ausruhen auf den bequemen Sitzen sicherer Positionen. Es ist ja gerade die Aufgabe der Theologie, das Suchen und die Fragehaltung offen zu halten und immer dann zu besonderer Wachsamkeit aufzurufen, wenn allzu sichere Antworten endgültig gegeben werden. So ist für die Studierenden das Theologiestudium sicher eine Zeit der Krise; nicht aber eine Demontage, sondern eines Aufbruchs (Exodus) in die Zukunft, die Gott gehört.

Persönliche Kontakte und in deren Folge auch geistliche Gespräche gibt es, aber sie sind – zumindest am Beginn des Studiums – nicht die Regel. Kontakte in den Sprechstunden beschränken sich weitgehend auf Fragen der Studienorganisation und der Prüfungsvorbereitung. Für die Studierenden sind die Lehrenden vor allem Spezialisten in einem theologischen Teilgebiet und – auf längere Sicht – Prüfer. Für ausführliche Gespräche fehlt im allgemeinen die Zeit. Das geistliche Gespräch bedarf überdies einer stabilen Vertrauensgrundlage, um in Offenheit geführt zu werden. Dazu gehört auch das Kennen der jeweiligen Lebensumstände im Hinblick auf besondere Erfahrungen, besondere Belastungen o. ä. Dies ist im Verhältnis der Lehrenden zu den Studierenden kaum je der Fall; in der Regel sind dem Professor bestenfalls Name und Herkunftsort der zu beratenden Studierenden bekannt; das Gespräch ergibt meist zusätzliche Einsichten in Studien-

pläne – Voraussetzungen, Organisation, Ziele – des Studierenden; Persönliches wird kaum erwähnt und wohl auch absichtlich gemieden, weil die notwendige Vertrauensbasis nicht da ist und tragfähige Beziehungen im Sinne einer geistlichen Begleitung nicht entstehen können.

Auch die Kontakte der Studierenden untereinander sind nicht allzu intensiv. Die Stundenpläne der Studierenden sind fast nie gleich; so treffen sie sich – mit Unterbrechungen – nur stundenweise und haben Eile, nach Ende einer Veranstaltung rechtzeitig in die nächste Veranstaltung – meistens verschiedene Veranstaltungen – zu kommen. Die langen vorlesungsfreien Zeiten erschweren zusätzlich nähere Kontakte. Die verbleibende Freizeit wird oft durch die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, reduziert. Für viele Studierende ist die Studienzeit, entsprechend der Altersphase, auch die Zeit, partnerschaftliche Beziehungen mit einer einzigen Person aufzunehmen; die größere Gemeinschaft ist dann nicht mehr so interessant. Natürlich kann mit dem Partner/der Partnerin auch ein intensiver religiöser Austausch gepflogen werden, aber er beschränkt sich dann auf eine Person. Schließlich ist zu bemerken, daß die Äußerung von persönlichen Glaubenssituationen ein vertrauensvolles Klima voraussetzt, das bei Gruppen von Studierenden, auch wenn sie ansonsten manches gemeinsam unternehmen, nicht vorhanden ist, die Hemmschwelle wird deshalb nur selten überwunden.

Die Studienordnungen der theologischen Fakultäten beschreiben die Studieninhalte und gewichten ihre Bedeutung im Ganzen des Studiums. »Das Studium in den verschiedenen Fachgebieten der Kath. Theologie soll den Studierenden dazu befähigen, unter Berücksichtigung seiner künftigen Tätigkeit im Beruf am theologischen Wissenschaftsprozess teilzunehmen mit dem Ziel selbständiger theologischer Urteilsbildung«¹³. Dieses Ziel soll erreicht werden durch die aufgelisteten akademischen Veranstaltungen, die ein theologisches Curriculum ergeben, das theologische Allgemeinbildung grundlegt und mit der Hilfe des Studiums eines Schwerpunktfaches auch vertiefte Fachkenntnisse erbringt. Vorgeschriebene Leistungen (beim vertieften Studiengang: Zwischenprüfung; sonst: Nachweise der erfolgreichen Teilnahme) sollen das Erreichen der Ziele durch laufende Studienerfolgskontrollen gewährleisten.

Die Studienordnungen wollen aber nicht nur zu theologischer Urteilsbildung befähigen. Sie berücksichtigen auch die Person des Studierenden, wenn sie die »Klärung der eigenen Überzeugung und Berufswahl«¹⁴ fördern wollen. Damit kann nur das persönliche Verhältnis des Studierenden zu den Studieninhalten gemeint sein: ob diese mit den Überzeugungen des Studierenden in Einklang stehen oder Überzeugungen durch ihren Einfluß so verändert werden können, daß der Studierende sich in ihnen wiederfinden kann und ob – gleichsam als eine Konsequenz aus der Kompatibilität von Studium und persönli-

¹³ Studienordnungen für die Lehramtsstudiengänge an der Universität München, zitiert aus der Studienordnung für Katholische Religionslehre, § 18. In ähnlichen Formulierungen auch die Studienordnung für Evangelische Religionslehre, vgl. § 17.8.2 und § 19.

¹⁴ Wie Anm. 13.

cher Überzeugung – die Theologie Grundlage für eine erneuerte, reifere, bewußtere Religiosität des Studiums sein kann.

Dies ist zweifellos von wesentlicher Bedeutung für den Studierenden und seine spätere Berufsausübung. Wo Theologie nicht integriert ist in das Ganze der Persönlichkeit, bleibt sie eine Ansammlung von Daten und Fakten, die vielleicht Gelehrsamkeit dokumentieren, aber kein Leben ausstrahlen. Theologie ohne Resonanz in der Persönlichkeit des Theologen taugt nicht, Menschen Hilfe zu geben (vgl. Jes 61); sie ist tönendes Erz und klingende Schelle (vgl. 1 Kor 13,1). Beim Studium der Theologie bleibt es leider beim Wunsch nach der »Klärung des eigenen Standortes und der eigenen Überzeugung der Studierenden«¹⁵. Das Thema wird bei der Nennung der verschiedenen Disziplinen nicht mehr aufgegriffen. Es bleibt ein Postulat, für dessen Einlösung die Studienordnungen nicht sorgen.

Studienordnungen in theologischen Fakultäten sind keine vorgegebenen Stundenpläne. Die Aufeinanderfolge des Besuches von Lehrveranstaltungen ist im allgemeinen nicht zwingend vorgeschrieben; die Vorlesungsankündigungen weisen nur ab und an darauf hin, daß die Zulassung zur Veranstaltung X den Besuch der Veranstaltung Y voraussetze; noch seltener wird der Besuch einer Lehrveranstaltung mit dem Nachweis der erfolgreichen Teilnahme vorausgesetzt. Semesterprüfungen, deren Bestehen Vorbedingung für die Zulassung zu aufbauenden Lehrveranstaltungen ist, gibt es nicht. Das Studium strukturiert sich demnach lediglich in den Phasen Studienbeginn bis Zwischenprüfung und Zwischenprüfung bis Abschlußprüfung; in mehreren Studiengängen gibt es allerdings auch eine Zwischenprüfung nicht.

Das Zusammenstellen des Stundenplans ist darum fast gänzlich in die Wahl des Studierenden gestellt. Das kann selbstverständlich in sinnvoller Weise geschehen, besonders wenn Angebote der Studienberatung eingeholt werden und die für Studienanfänger angebotenen Veranstaltungen tatsächlich am Beginn des Studiums besucht werden. Es können aber auch weniger günstige Lösungen notwendig sein, wenn Veranstaltungszeiten sich überschneiden oder Vorlesungszyklen sich ändern oder zu Veranstaltungen mit begrenzter Teilnehmerzahl keine Zulassung erlangt werden konnte oder wenn beim Studium von Fächerkombinationen eine angemessene Koordination von fakultätsübergreifenden Teildisziplinen noch schwieriger wird.

Studienaufbaupläne, die sich konkret in Stundenplänen niederschlagen, stehen überdies unter dem Druck einer Gesamtstudienzeit, die aus guten Gründen möglichst nicht überschritten werden sollte.

Solche und ähnliche Gründe können leicht dazu führen, daß Studierende in Veranstaltungen geraten, die für ihren Studienstand nicht geeignet sind und sie überfordern. Dies trifft vorzugsweise da zu, wo weiterführende, spezialisierende Veranstaltungen besucht werden, ohne daß je eine einführende Überblicksveranstaltung besucht worden wäre; es

¹⁵ Studienordnung Evangelische Religionslehre für alle Schularten der LMU München, § 19.

kann auch zutreffen, wenn Veranstaltungen besucht werden, die Sprachkenntnisse voraussetzen, ohne daß solche Kenntnisse erworben wurden.

Für Studierende, die unter solchen Bedingungen Veranstaltungen besuchen, wird es ohne intensives privates Studium nicht möglich sein, dem Fortgang der Darlegung zu folgen. Verstehensschwierigkeiten führen zu Fehlurteilen bezüglich des Stellenwertes einzelner vorgetragener Inhalte. So wird nicht nur ungenügendes Detailwissen erworben, es wird auch der Überblick über die dargelegte Problematik vereinsseitigt und aus solchen Defiziten werden leicht falsche Folgerungen gezogen. Vor allem kritische, bei rechter Kenntnis der Sache unter ganz bestimmten Gesichtspunkten berechnete Anmerkungen des Lehrenden werden für Kritik, vielleicht auch für die Ablehnung der Sache selbst gehalten. Oder: Nebensächlich hingeworfene Bemerkungen in Detailfragen werden mit dem Ganzen verwechselt. Vielleicht reflektieren auch akademische Lehrer zu wenig, welche mentalen Prozesse ihre Darlegungen bei den Hörern in Bewegung setzen können. Die Dauer einer Vorlesung beträgt nur 45 Minuten. Bei etwa 12 Vorlesungswochen im Semester sind große Mengen an Stoff vorzutragen. So muß der Vortragende in seinem Manuskript vieles sehr komprimieren, anderes eher andeuten als ausführen. Oft ist eine Frage, die in der Vorlesung nur genannt wird, der privaten Weiterarbeit anzuvertrauen; der Vortragende bleibt dabei im ungewissen, ob die Literaturhinweise, die er gibt, beachtet werden und – wenn sie beachtet werden – ob das Gelesene (richtig) verstanden wird.

Natürlich kann auch ausführlich und korrekt Vorgetragenes mißverstanden werden. Versprecher, akustische Störungen oder momentane Unaufmerksamkeit der Hörenden bieten dazu Gelegenheit. Dagegen hilft nur teilweise, daß in allen Vorlesungen Zwischenfragen gestellt werden können. Abgesehen von der allgemeinen Hemmung, sich vor allen Anwesenden als jemand zu bekennen, der etwas nicht verstanden hat, ist auch kaum ein Studierender in der Lage, auf einen Vortrag rasch und präzise mit einer treffenden Frage zu reagieren. Erfahrungsgemäß richten sich Zwischenfragen meist auf eher Nebensächliches.

Gelegentlich wird nicht bedacht, daß freie Exkurse, die über das Vorlesungsmanuskript hinaus vorgetragen werden, besondere Aufmerksamkeit erwecken, weil sie sich im Sprachfluß unterscheiden und weil sie des öfteren den Charakter eher persönlicher Anmerkungen haben. Vom Vortragenden vielleicht nur als Auflockerung einer strapaziösen Vorlesung gedacht, vielleicht aus dem Augenblick heraus flüchtig formuliert, können sie von Studierenden mit einem viel größeren Stellenwert (miß-)verstanden werden; oft bleiben solche Anmerkungen in der Erinnerung der Hörer viel nachhaltiger haften als aus dem Manuskript Vorgetragenes.

Wer Theologie an einer Theologischen Fakultät doziert, ist ein Spezialist auf einem bestimmten theologischen Gebiet. Niemand ist Professor für das ganze Gebiet der Theologie, wengleich man auch von einem theologischen Spezialisten einen vertieften Überblick über das gesamte Fachgebiet erwarten wird.

Als Spezialist auf seinem Teilgebiet, das er in Lehre und Forschung vertritt, ist er mit den Inhalten und der Methode seines Gebietes bestens vertraut. Die meisten Vertreter eines Teilgebietes arbeiten – je nach Lebensalter – viele Jahre in diesem Gebiet.

Darum ist es selbstverständlich, daß ein Professor in seinem Gebiet seinen Hörern an Wissen weit voraus ist. Gelegentlich mag er vor der schwierigen, vielleicht auch undankbaren Aufgabe, Teile seines Wissens Hörern vermitteln zu sollen, die von seiner eigenen Wissensfülle weit entfernt sind, resignieren; das wäre schlimm, weil er dann nur schwer das Engagement aufbringen wird, junge Leute zu motivieren, sich mit ihren Kräften in das jeweilige Sachgebiet einzubringen. Vielleicht nimmt bei einem Professor gelegentlich auch die Fähigkeit ab, sich in die (Kenntnis-, Problem-, Frage-, persönliche) Situation seiner Hörer hinzusetzen, wenn ihn seine eigene Laufbahn immer mehr zu einem Fachgelehrten gemacht hat und wenn der Altersunterschied zwischen ihm und seinen Studenten von Jahr zu Jahr größer wird¹⁶.

Glücklicherweise ist das nicht die Regel; aber Studierende, die in solche Situationen kommen, sind ja oft nicht in der Lage, die differenzierten Ausführungen des Vortragenden adäquat zu rezipieren. Oft zweifeln sie dann an der (Recht-)Gläubigkeit ihres Lehrers, verlieren das Vertrauen und werden dadurch selbst verunsichert.

Die Verstehensschwierigkeiten können akkumulieren, weil in den Fakultäten die Verzahnung der verschiedenen theologischen Disziplinen aus den Bereichen der biblischen, historischen, systematischen und praktischen Theologie (oft) nicht besteht. Auch wenn innerhalb derselben theologischen Fächergruppe Disziplinen von verschiedenen Personen vertreten werden, können divergierende Meinungen unverbunden nebeneinander stehen. So können verschiedene theologische Urteile nebeneinanderstehen, die von den Studierenden nicht aufeinanderbezogen werden können. Theologie wird dann als ein inhomogenes Ganzes empfunden. Daß divergierende Urteile Ausdruck von Lebendigkeit sein können, wird nicht wahrgenommen. Fächerübergreifende Lehrveranstaltungen – vor allem Seminare –, die solchen Fehlurteilen wehren könnten, werden nicht in genügender Zahl angeboten, weil die Lehrdeputate der Dozierenden ausgeschöpft sind; sie werden von den Studierenden nicht genügend angenommen, weil entweder die erforderlichen Voraussetzungen zu anspruchsvoll sind oder weil sie in der Studienplanung keinen rechten Platz finden, wenn z. B. die dort angebotenen Nachweise der erfolgreichen Teilnahme nicht in die Prüfungsordnung eingeordnet werden können.

Theologische Fakultäten haben gleichzeitig eine Mehrzahl von Studiengängen zu bewältigen. Vor allem durch die Übernahme der Lehramtsstudiengänge hat sich die Differenzierung der theologischen Studienanteile erheblich erhöht: Zu dem schon früher vorhandenen Lehramtsstudiengang für inskünftige Religionslehrer an Gymnasien (»ver-

¹⁶ R. Zerfaß erinnert die Theologieprofessoren an »die Anfänger im akademischen Geschäft«. Die Professoren sollten sie – ihre Hörer und Schüler – bewußt zur Kenntnis nehmen und versuchen, auf ihre berechtigten Erwartungen einzugehen: »Weil ihre elementaren Fragen uns auf der Ebene der Existenz – weil unter dem akademischen Niveau – herausfordern, schneiden sie uns den Rückzug auf das sichere Terrain unserer professionellen Kompetenz ab, holen uns herunter, ins Parterre, wo das wirkliche Leben spielt«; so ders. (Hg.), 20 Jahre Theologischer Grundkurs. Bilanz und Perspektiven, Bonn 1995, 54.

tiefer Studiengang«) sind die Studiengänge Didaktik für Grundschullehrer, Didaktik für Hauptschullehrer und der sogenannte nicht-vertiefte Studiengang für Religionslehrkräfte an Grund-, Haupt-, Real- und beruflichen Schulen gekommen. Alle diese Studiengänge unterscheiden sich in ihren theologischen Anforderungen und in ihrer Ausrichtung auf eine bestimmte Schulart.

Eigentlich hätten die verschiedenen Studiengänge Bedarf an je eigenen Studienangeboten, in denen z. B. die Hauptinhalte der Religionslehrpläne, die in diesen Schularten zu beachten sind, angesprochen werden. Dies läßt sich jedoch nicht realisieren, weil die Dozenten die Lehrpläne nicht kennen und/oft die notwendigen Lehrkapazitäten fehlen. Deshalb werden Studierende verschiedener Studiengänge nicht selten in gemeinsamen Veranstaltungen zusammengefaßt, die sich dann an den Teilnehmern mit dem höchsten Anforderungsgrad orientieren¹⁷. Wenn Studierende verschiedener Studiengänge mit unterschiedlichen theologischen Deputaten in gemeinsamen Seminarübungen bei überschaubarer Teilnehmerzahl zusammengefaßt werden, ist es noch einigermaßen möglich, auf die einzelnen Teilnehmer Rücksicht zu nehmen. Wo in Vorlesungen unterschiedlich ausgerüstete Teilnehmer versammelt werden, entfällt diese Möglichkeit. Die Teilnehmer sind dann entweder über- oder unterfordert. Ihre legitimen Ansprüche werden nicht befriedigt. Theologische Zusammenhänge – auf welchem Niveau auch immer – werden nicht plausibel vermittelt. Atomisierte Theologie erweist sich als nicht hilfreich, weder für den Studienfortgang noch für den persönlichen Glauben, sondern eher als Belastung.

Studiengänge, in denen nur Teilbereiche der Theologie studiert werden (müssen), sind allemal problematisch, auch bei absolut ausreichenden und korrekten akademischen Angeboten. Der Zusammenhang des Ganzen der Theologie gerät dabei allzu leicht aus dem Blick und es ergibt sich ein eher zufälliges, lückenhaftes Puzzle¹⁸. Am Rande sei angemerkt, daß auch bei einem vollen Theologiestudium nie das Ganze der Theologie dargelegt werden kann, auch wenn Studienteile aus allen theologischen Disziplinen studiert werden (müssen). Angeboten werden lediglich die wichtigsten theologischen Traktate, vieles bleibt der privaten Lektüre vorbehalten, nur das eine oder andere spezielle Problem kann in zahlenmäßig sehr begrenzten Seminarveranstaltungen angesprochen werden.

Natürlich können auch das Versäumen einzelner Veranstaltungen oder zeitweise Unaufmerksamkeit während der Veranstaltung ähnliche Folgen haben.

Auch im Falle eines Vollstudiums können also Miß- und Fehlverständnisse nicht völlig ausgeschlossen werden. Aber auch wenn – was die Regel ist – solche Fehlverständnisse nicht auftreten, bleibt festzuhalten: Ziel der Lehrtätigkeit einer theologischen Fakultät ist in erster Linie: Mehr Wissen, nicht: Mehr Glauben.

¹⁷ In Kirchliche Anforderungen an die Studiengänge für das Lehramt in katholischer Religion (Die deutschen Bischöfe 33, Bonn 1982) wird getadelt, wenn »Anforderungen nur definiert [werden] im Sinne zahlenmäßig abgestufter Anteile am Lehrangebot des Diplomstudienganges«, Seite 4.

¹⁸ Zu den Problemen der Lehramtsstudiengänge vgl. meine Beiträge Lehrerbildung, in: MThZ 47/1996, 115–129 und Anmerkungen zur Lehrerbildung, in: R. Lachmann/G. Ruppert (Hgg.), Theologie und ihre Didaktik (Studien zur Theologie, 16), Würzburg 1997, 141–165.

V. Nach dem Dargelegten ist zu vermuten, daß das Studium der Theologie an sich und unmittelbar weder eine Beschädigung des Glaubenslebens noch eine Verbesserung des Glaubenslebens bei den Studierenden bringt.

Mittelbar kann freilich Einfluß im negativen Bereich konstatiert werden; wir haben oben auf manches im Bereich und im Kontext des Theologiestudiums hingewiesen, das sich negativ auswirken kann.

Schwierigkeiten und Verunsicherungen aufgrund neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse führen meist zu einer Bewußtseinserweiterung, zu einer Weiterentwicklung des eigenen Glaubens.

Eine Theologiestudentin

Suchen wir nun nach Ansätzen, die für einen positiven Einfluß stehen könnten.

Zunächst bietet sich an, das Gespräch mit den Dozierenden zu suchen, so gut und so intensiv dies immer der Fall sein kann. Theologische Fakultäten sind in der Regel kleine Fakultäten, in denen die Sprechzeiten der Dozierenden nicht so chronisch überfüllt sind, wie dies in anderen Fakultäten die Regel ist.

Sprechstunden von Professoren und deren Mitarbeitern sind keine Angebote seelsorglicher Führung oder Beratung. An erster Stelle gehören darum Fachfragen, Studienorganisation, Prüfungsvorbereitung in die Sprechstunde. Es wird aber kaum einen Dozierenden geben, der – besonders in Zeiten, wo der Andrang nicht groß ist – nicht auch auf eine persönliche Bemerkung, die die eigene Religiosität betrifft, einginge. Vielleicht ergibt sich schon daraus eine Hilfe, vielleicht auch eine Korrektur des in der Vorlesung Gehörten.

Die Dozierenden können sicher nicht die Aufgabe geistlicher Begleiter gleichsam im Nebenamt mitübernehmen. Sie können sich aber sehr wohl der Tatsache bewußt(er) werden, daß sie von den Studierenden als die Vertreter ihrer Disziplinen in der Theorie ihrer Inhalte *und* in der Praxis ihres Lebens angesehen werden. Die Richtigkeit dessen, was sie vortragen, ergibt sich aus der Stringenz ihrer Argumente; die Bedeutung für den Glauben ergibt sich für viele Studierende, wenn sie sie im Rahmen des Möglichen teilhaben lassen an ihrer eigenen Gläubigkeit. Es wird vielen helfen, wenn sie Studierende gelegentlich einen Blick gestatten in das, was sie selbst trägt und hält. Wie solches in Bescheidenheit und Diskretion geschehen kann, gehört auch zur Vorbereitung eines Semesters. Es wird nicht leicht sein, die Gratwanderung zwischen geistlichem Anbiedern und vorbildstiftender Confessio zu bestehen, – aber gewagt sollte sie werden.

Es herrscht keine Einheit von Lehre und Leben. Nur wenige Professoren lassen ihren eigenen Glauben sichtbar werden. Woher holen sie ihre Glaubenskraft? Aus welchen geistlichen Quellen schöpfen sie? Haben einige von ihnen am Ende den Glauben selbst schon verloren?

Eine Theologiestudentin

Auch wenn Studierende, die sich in ungefähr gleichem Studienfortschritt befinden, sich zu Gruppen von etwa 3 – 6 Personen zusammenfinden und Fragen, die sich aus Vorlesungen und Seminarien ergeben, in ungezwungener Atmosphäre durchsprechen, ohne dabei auf einen anwesenden Dozenten Rücksicht nehmen und sich selbst möglichst kenntnisreich darstellen zu müssen, ohne Angst, milde belächelt zu werden, kann dies sehr hilfreich sein¹⁹. Wichtig bei solchen Gesprächen ist, daß dabei theologische Inhalte auch in die Sprache der Teilnehmer umgesprochen werden und deshalb der Lebenswelt der Betroffenen nahekommen oder aus der Lebenswelt heraus Fragen an theologische Aussagen gestellt werden. Hier können leicht Kontakte zwischen theologischen Inhalten und persönlicher Religiosität sichtbar werden. Solche Gruppen sollten darauf achten, daß das Gespräch nicht nur der Prüfungsvorbereitung dient – auch das ist nützlich und notwendig –, sondern auch Raum und Zeit für Nachfragen, Vertiefungen, Ausweitungen sehr persönlicher Art haben sollte. Die heutige Tendenz, Religiosität in den Raum des Privaten einzuschließen und über Privates nur bei vertrautem Umgang zu sprechen, wirkt hemmend. Aber gerade in kleinen Gruppen ist es meist doch leichter möglich, die Scheu vor persönlichen Äußerungen abzulegen; allein schon die Erfahrung, daß auch andere Fragen, Einwände, Schwierigkeiten haben, wirkt als Entlastung. In einer miteinander vertrauten Gruppe lernen die Teilnehmer, eine Sprache zu entwickeln, die die eigene Religiosität zum Ausdruck bringen kann.

Wenn solche freien Gruppen eine gewisse Stabilität haben und die Teilnehmer auch spüren, daß die Gruppe ihnen etwas bringt, können daraus fachliche und freundschaftliche Bindungen entstehen, die über die Studienzeit hinaus halten. Umso besser, wenn solches eintritt.

Dabei sollten auch die Möglichkeiten von Studentinnen, die Akzente ihrer spezifisch weiblichen Spiritualität zu entwickeln, Raum haben ebenso wie die Möglichkeiten von Studenten nach Akzenten spezifisch männlicher Spiritualität. Das Finden und das Offenhalten solcher Möglichkeiten bedarf eines wachen Feingefühls in der Gruppe, damit die Ansätze, die sich finden, nicht zugeschüttet werden und vor allem die Studentinnen in der Artikulation ihrer religiösen Bedürfnisse nicht zu kurz kommen.

Wenn der spirituelle Bereich hauptsächlich auf Ausbildungszentrum und Priesterseminar beschränkt wird, in das die wenigsten der Theologiestudierenden eingebunden sind, kann das gut dazu führen, daß das Glaubensleben einiger verkümmert.

Es sei denn, man ist in eine Pfarrei oder ein Umfeld eingebunden, das einem ermöglicht, über seine Glaubenszweifel und -fragen zu reden, Kraft zu schöpfen und so die Defizite auszugleichen, die der hauptsächlich wissenschaftlich ausgerichtete Universitätsbetrieb aufweist.

Eine Theologiestudentin

¹⁹ »Die Durchführung des [Theologischen Grund-]Kurses mit Tutoren/Tutorinnen aus der Assistentenschaft bringt den Vorteil einer größeren Gesprächsoffenheit der Studienanfänger (Entschärfung der Situation Lehrender→Lernender hin zu einer eher dialogischen Struktur)«. Bericht aus dem Fachbereich Katholische Theologie der Johann-Gutenberg-Universität Mainz, in: R. Zerfuß (Hg.), 20 Jahre. (s. Anm. 16), 71.

An allen Universitätsstandorten bestehen evangelische und/oder katholische Hochschulgemeinden, die unter ihren Angeboten für die Studierenden aller Fakultäten vieles haben, was auch für Theologiestudenten interessant sein kann. Darüber hinaus finden sich an Standorten, wo theologische Fakultäten bestehen, auch gezielte Angebote für Theologiestudierende über theologische und allgemeine religiöse Fragen. Oft gibt es dort Gelegenheit, auswärtige Theologen oder kirchliche Vertreter, die als Referenten eingeladen sind, kennenzulernen. Wichtig im Zusammenhang unseres Themas sind Einladungen zu Gesprächskreisen über theologische/religiöse Fragen; solche Gesprächskreise sind meist für die Dauer eines Semesters angesetzt. Unter der Leitung eines Mentors oder eines studentischen Mitglieds der Hochschulgemeinde kann dann ähnliches sich ereignen wie in den gerade angesprochenen freien Gruppen von Studierenden. Der äußere Rahmen ist problemloser, weil die Hochschulgemeinde dafür sorgt. Auch zu regelmäßigen Gottesdiensten (in verschiedenen Formen) laden die Hochschulgemeinden ein.

Fast überall werden von den Hochschulgemeinden auch Blockveranstaltungen zu Wochenenden angeboten, darunter auch religiöse Angebote in Häusern, die dafür besonders gut geeignet sind, weil sie z. B. über eine Kapelle oder einen Meditationsraum verfügen. Auch Mentorate für die Lehramtsstudierenden und die Ausbildungszentren für Pastoralassistenten laden ihre jeweilige Klientel ein. Wochenendveranstaltungen dieser Art sind immer mit gemeinsamem Leben (Freizeit, Essen, Tischdienst) verbunden und sehr oft auch mit gemeinsamem Gebet und Gottesdienst. Hier tragen sie gerade das bei, was in den Fakultäten fehlt: Das Weiterführen von theologischen und religiösen Gesprächen bis in das gemeinsame Gebet und Feiern von Gottesdiensten hinein.

Wenn Veranstaltungen dieser Art gelingen, können sie für die Teilnehmer eine große Bereicherung darstellen. Sie vermitteln auch Erfahrung, wie Gebetszeiten und Gottesdienst vorbereitet werden können und darin wiederum Impulse für das persönliche religiöse Leben.

Daß solche Impulse für das persönliche religiöse Leben aufgenommen werden, ist entscheidend für das Glaubenlernen und gläubige Leben. Nur wo ein Mensch willens und fähig ist, die täglichen Eindrücke und Erlebnisse aus Gesprächen, Begegnungen, Situationen, Problemen, Erfreulichem und Unerfreulichem mit dem eigenen religiösen Leben in Zusammenhang zu bringen, ist Glaube lebendig. Natürlich könnten für einen Studierenden der Theologie viele Anregungen aus der Beschäftigung mit der Theologie kommen. Sie erschließen sicherlich ihre religiösen Inhalte nicht unmittelbar und nicht automatisch. Es gehört zu den Aufgaben des Gläubigen, ihre Tragweite für das persönliche religiöse Leben zu ergründen und sie in das religiöse Leben zu integrieren.

Dazu gehört auch, daß demjenigen, der sich um die Lebendigkeit seines Glaubens bemüht, aufgeht, daß Glaube wie jeder andere Bereich im menschlichen Leben der regelmäßigen Pflege bedarf. Gerade für einen Theologiestudierenden liegt es nahe, sich Gedanken darüber zu machen, wie dies konkret im eigenen Tagesablauf geschehen könnte. Ohne dem Glauben regelmäßig eine bestimmte Zeit zu reservieren und diese Freiräume

zu gelegener Stunde sinnvoll zu füllen – Ruhe, Meditation, Lektüre, Gebet – wird auf längere Sicht lebendiger Glaube verkümmern. Zu dieser individuellen Pflege des Glaubens kommt der gemeindliche Bezug: Niemand glaubt für sich allein. Also soll auch das Gemeinschaftliche des Glaubens zu seinem Recht kommen durch Gottesdienst, Gespräch, gemeinsame caritative o. ä. Aktionen. Persönliches und gemeinsames Glaubensleben gehören zusammen und ergänzen einander.

In der skizzierten Weise nach seiner Bedeutsamkeit für das tägliche Leben befragt, kann das Theologiestudium eine sehr wichtige und wertvolle Hilfe für das Glaubenlernen sein.

Wer es fertig bringt, in beständigem Weitersuchen und Weiterfragen keine Zumutung, in der Formulierung von Hypothesen keine Verunsicherung, in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um verschiedene Positionen keine Relativierung zu sehen, wird auch bereit sein, sich in eine lebendig sich bewegende und unablässig weiterfragende Theologie hineinzufinden. Sein persönlicher Glaube wird bei einer solchen Grundhaltung sich auch ändern; er wird reifer, gleichsam erwachsener werden und an der zunehmenden Vertrautheit mit theologischen Erkenntnissen inhaltliche Füllung und äußere Formen seines religiösen Lebens messen. Einer solchen Überprüfung mag manches Element kindlicher Frömmigkeit nicht standhalten. Das mag man gelegentlich bedauern. Aber es entspricht dem Gang menschlichen Lebens, daß uns Neues zuwächst und Früheres an Bedeutung verliert²⁰.

Sich auf solches Terrain zu begeben und sich dort zunehmend wohlfühlen, wäre für den Studierenden auch eine Bestätigung, das richtige Studium gewählt zu haben. Vielleicht ist es eine Schwäche theologischer Fakultäten, daß bei den Beratungen vor allem der Studienanfänger die Nachfrage nach den Gründen für die Studienwahl zu oberflächlich gestellt wird. Wer

- gerne mit Menschen zu tun hat
- Armen und Benachteiligten helfen möchte
- für mehr Gerechtigkeit eintreten möchte
- einen Beruf mit großer Selbständigkeit und Verantwortung sucht
- kein überlaufenes Fach studieren möchte
- ein Studium (eine Fächerverbindung) sucht, das gute Berufsaussichten bietet

beweist damit noch nicht, daß die Theologie das richtige Studium ist. Diese oder ähnliche Gründe müßten sich bereits in der Anfangsphase des Studiums deutlich ändern, um das Studium der Theologie zu legitimieren.

Natürlich sind bei Studienanfängern die Motive für Wahl des Studienfaches oft unscharf. Die theologischen Fakultäten müßten in der individuellen Beratung der Studienanfänger intensiver helfen, mehr Klarheit zu finden.

Eine Hilfe für die Gruppe der Studienanfänger ist seit ungefähr 20 Jahren durch die Etablierung des sogenannten Theologischen Grundkurses geschaffen worden. Im Dekret

²⁰ Zum Thema vgl. J. Werbick, Glaubenlernen aus Erfahrung – Grundbegriffe einer Didaktik des Glaubens, München 1989.

über die Ausbildung der Priester hatte das 2. Vatikanische Konzil gewünscht, daß denjenigen, die das Studium gerade beginnen, Hilfe zuteil werde, damit sie in der verwirrenden Vielzahl der vor ihnen liegenden Studienanforderungen eine erste Orientierung erhalten über die Aufgaben der einzelnen Disziplinen, aber auch über die globale Zielsetzung der ganzen Theologie. Dabei solle auch bedacht werden, daß der Glaube der Studienanfänger unterstützt und gestärkt werde²¹. Nach jetzt über 20jähriger Praxis berichten fast alle Fakultäten über die Wichtigkeit, die persönliche Glaubenssituation zu thematisieren, auch wenn in den Kursen gelegentlich auch andere Elemente wie Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten. Kennenlernen der Bibliothek u. ä. behandelt werden²².

Der Wunsch des Konzils bezüglich der Heranbildung künftiger Priester wurde in die deutsche Ausbildungsordnung für Priesteramtskandidaten²³ übernommen und sinngemäß auf alle Theologiestudierenden ausgeweitet²⁴; in Kirchliche Anforderungen an die Studiengänge für das Lehramt in katholischer Religion wird der Theologische Grundkurs nicht erwähnt²⁵. Dort heißt es: »In eine reife Glaubenspraxis hineinzuwachsen« ist »zuerst die umfassende Aufgabe des Studierenden selbst«; allerdings bemerken die Bischöfe, »daß es darüber hinaus verstärkter kirchlicher Anstrengung bedarf, ihm genügend Hilfe und Begleitung anzubieten, um

- das Theologiestudium für geistliche Erfahrung und das Zeugnis Gottes fruchtbar werden zu lassen,
- das eigene Leben aus dem Glauben zu gestalten,
- das persönliche Verhältnis zur Kirche und zur Gemeinde zu entfalten und
- die Berufung zu einem Lehrer des Glaubens zu verstehen und anzunehmen«²⁶.

Die Gestaltung eines Theologischen Grundkurses ist zuerst ein Angebot einer Fakultät an ihre Studienanfänger. Die mit dem Theologischen Grundkurs Beauftragten stellen Inhalte bereit, mit deren Hilfe den Studierenden es erleichtert werden soll, mit einem Theologischen Curriculum zu beginnen, ohne daß die spezifischen Gesetzmäßigkeiten der Vermittlung theologischen Wissens die alters- und kontextgebundene »Theologie«, die sie mitbringen, so erschüttert, daß das Anbahnen einer Verbindung zu den wissenschaftlichen theologischen Inhalten mißlingt²⁷. Dieser Teil des Theologischen Grundkurses wird von der Fakultät verantwortet, aber in seiner Vorbereitung mit den Beauftragten des Priesterseminars, des Mentorates (Lehramtsstudierende) und des Ausbildungszentrums (Diplomtheologen) abgesprochen.

²¹ Vgl. OT 14.

²² Vgl. R. Zerfaß (Hg.), 20 Jahre, Modelle aus der Praxis, 57–108.

²³ Vgl. Rahmenordnung für die Priesterbildung, 1988 (Die deutschen Bischöfe 42, Bonn 1989).

²⁴ Vgl. R. Zerfaß (Hg.), 20 Jahre Theologischer Grundkurs. Bilanz und Perspektiven, Bonn 1995.

²⁵ Die deutschen Bischöfe 33, Bonn 1982.

²⁶ Ebd. 3.

²⁷ Vgl. Ch. Schröder, Die Einheit der Theologie in der Vielheit ihrer Disziplinen. Konzeption und Aufriß des theologischen Grundkurses in München, in: M. Weitlauff/P. Neuner (Hg.), Perspektiven heutiger Theologie (FS Friedrich Kardinal Wetter), St. Ottilien 1998.

Es ist wesentlicher Bestandteil des Theologischen Grundkurses, daß er darlegt (Vorlesung, Referat, Statement, Impuls), welche zentralen Inhalte im Theologiestudium eine Rolle spielen, welche Disziplinen welche fachlichen Akzente setzen, welche Methoden in der Theologie verwendet werden und dergleichen. Damit der Theologische Grundkurs nicht zum theologischen Allerlei wird, müssen die Verantwortlichen darauf achten, daß das Ganze der Theologie in den Blick kommen kann.

Das ist die eine Seite: Was die Fakultät den Erstsemestern anbietet. Dazu kommt eine ebenso wichtige zweite Seite: Was die Studierenden selbst einbringen an Anmerkungen, Fragen, Einwendungen, Zusätzen und wie sie ihre eigenen Erfahrungen ins Spiel bringen. Den Teilnehmern muß viel Gelegenheit gegeben werden, sich zu äußern mit allen verfügbaren Mitteln: durch Reden, Diskutieren, Pausen zum Nachdenken, Schreiben, Malen, Gestik und Mimik; meist wird die Zeit nicht reichen, damit für alle Teilnehmer genügend Muße ist, mitzugehen.

»Hergestellt werden soll eine *Korrelation* zwischen *wissenschaftlicher Theologie* und *persönlichem Glauben*, wobei beide Pole gleichwertig sind«²⁸.

Wenn beide Teile gut miteinander verbunden sind, zeigt ein Theologischer Grundkurs, was Theologie eigentlich sein sollte: Suchen nach Gott in Gemeinschaft von Lehrenden und Studierenden, die in einer theologischen Fakultät sowohl einander gegenüberstehen, als auch Gefährten eines gemeinsamen Weges sind; im Dialog aller, denen der Anruf Gottes Anregung wurde, die Unermeßlichkeit seiner Liebe in der Beschäftigung mit der Theologie auszuloten. Ein Dialog, in den beide Seiten – Theologie und Studierende – einbringen können, was ihnen am Herzen liegt. Ein Dialog, der beide bereichert, auch die Seite der Verantwortlichen in der Fakultät: »Wenn die Aufgeschlossenheit derer, die noch nichts von der Theologie verstehen, uns selber die Augen und das Herz öffnen für das, was unser Beruf und unsere Berufung als Theologen ist, dann ist der Grundkurs, den wir für die Studienanfänger organisieren, mehr als nur eine wichtige Sache, der wir uns nicht entziehen dürfen, obwohl sie uns eine Menge Arbeit macht. Dann ist er ein Geschenk Gottes an uns, ein Grund zu danken«²⁹.

VI. Die Überlegungen, die wir angestellt haben, umgreifen nicht den gesamten Komplex einer Darstellung von spezifischen Einflüssen verschiedener Lernkontexte. Sie handeln auch das Studium der Theologie nicht so ab, daß darüber nicht noch viel mehr vertiefter zu sagen wäre. Was versucht wurde, war darum eher ein Anstoß, durch den Hinweis auf größere Zusammenhänge oder auf das eine oder andere Detail das Nachdenken anzuregen darüber, wie das Studium der Theologie mit den Erwartungen bewußter umgehen könnte, die Studierende mitbringen, wenn sie in die Universität kommen.

²⁸ Bericht der Katholisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, in: R. Zerfaß (Hg.), 20 Jahre, (s. Anm. 16), 64.

²⁹ R. Zerfaß, 20 Jahre (s. Anm. 16), 55. Im Bericht der Katholisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn heißt es: »Angestrebt wird eine Diskursgemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, die sich vom Unialltag abhebt. Die Kleingruppenarbeit soll Raum geben für nicht nur sachbezogenes, sondern auch persönliches Gespräch und die Möglichkeit zur Beteiligung aller gewährleisten«. R. Zerfaß, ebd. 63.

Dabei zeigt sich, daß es viel leichter ist, jene Elemente zu beschreiben, die dem Anliegen weniger oder nicht entsprechen. Förderliche Elemente sind demgegenüber schwerer ausfindig zu machen. Das soll jedoch nicht hindern, das Thema weiterzuverfolgen. Angesichts der Tatsache, daß das Theologiestudium bis in die jüngere Vergangenheit hinein dem Studium künftiger Priester vorbehalten war, bei denen durch die nachbarschaftliche Kooperation von Fakultät und Priesterseminar das Anliegen der persönlichen religiösen Reifung der Studierenden in guten Händen zu sein schien, stellte sich die Frage erst dann, wenn Studierende in größeren Zahlen theologischer Fakultäten frequentieren, die das Ziel des Priesterberufes nicht haben. Diese Gruppe von Studierenden, die heute die größte Gruppe an einer theologischen Fakultät ausmachen, dürfen nicht einfach sich selbst überlassen bleiben.